

AUSSTELLUNG

BAU | Heike Klussmann in der Berliner Galerie Antje Wachs

Heike Klussmann bleibt dem Kosmos Berlin Alexanderplatz treu. Seit 1999 begleitet die Künstlerin mit Fotos, Videofilmen und Installationen die Veränderungen und den Umbau von zentralen Gebäuden wie dem Haus des Lehrers oder dem vormaligen Centrum Warenhaus, jetzt Kaufhof. So sind Porträts entstanden, die nicht nur Gebäude und ihre Umgebung dokumentieren, sondern auch eine künstlerische Aneignung des Ortes darstellen, die Realität mit Fiktion und Gegenwart mit Vergangenheit verwebt.

In ihrer zweiten Einzelausstellung in der Galerie Antje Wachs steht der Bunker unter dem Alexanderplatz im Mittelpunkt. Der größte Tiefbunker der Stadt, 1941 in einem Fundamentblock aus den 20er Jahren errichtet, um Reisende, Fahrgäste der U-Bahn und Geschäftsleute zu schützen, ist heute nicht mehr zugänglich. In der Videoarbeit „Bau“, die der Ausstellung ihren Namen gegeben hat, gleitet die Künstlerin unwirklich durch die verwirrende Raumfolge dieses unterirdischen Bauwerks. Um sich die Projektion anzuschauen, muss der Betrachter auf den Boden einer faltbaren, ein Meter hohen Holzkiste blicken, die an Absperrungen im Straßenbau erinnert. Es gibt noch mehr solcher Kisten: Mal lehnt eine gelbe Kiste ausgeklappt an der Wand, mal steht eine als

Vieles gibt es auszusetzen an Libeskinds Umbau des Hofes zum Veranstaltungssaal des Jüdischen Museums: dass die Stahlkonstruktion überdimensioniert erscheint und sie deshalb das Collegienhaus völlig in den Hintergrund drängt, dass für die Glasfassade zum Museums-garten keine befriedigende Lösung gefunden wurde, und schließlich: dass mit dem „neuen Libeskind“ im Altbau der für das Gesamtkonzept so wichtige Kontrast rechtwinkliger barocker Altbau – schiefwinkliger Neubau zerstört wurde. Doch die Atmosphäre im Inneren des neuen gläsernen Saals überzeugt.

Fotos: Jens Ziehe © Jüdisches Museum Berlin



Skulptur im Raum; mit weißem Strukturschaum werden auf ihrer schwarzen Außenseite Perspektiven, Kanten und Fluchten angedeutet, so dass der Betrachter meint, vor einem geschlossenen Flügelaltar zu stehen. Dieses thematische Spiel mit und vor allem im Raum macht den besonderen Charme von Heike Klussmanns Arbeit aus. *Jan Schrenk*

Galerie Antje Wachs | Gipsstraße 5, 10119 Berlin | www.antjewachs.com | bis 8. Dezember, Di–Sa 12–18 Uhr

ANBAU

Laubhütte | „Glashof“ des Jüdischen Museums in Berlin

Er habe sich einfach mit seinem Freund Daniel Libeskind in New York getroffen und ihn gefragt, ob er die Erweiterung am Altbau des Jüdischen Museums planen wolle, erzählte W. Michael Blumenthal freimütig auf der Pressekonferenz anlässlich der Eröffnung des sogenannten Glashofs. Man kann es dem Museumsdirektor kaum verdenken, dass er erneut Libeskind für das Haus gewinnen wollte (der natürlich sofort zusagte), verdankt sich doch ein erheblicher Teil der Erfolgsgeschichte des im Jahr 2001 eingeweihten Jüdischen Museums dem Umstand, dass es in dem viel beachteten Erstlingswerk des heute als „Star“ gefeierten Architekten beheimatet ist.

Doch genau dieser Erfolg ist längst zu einem (Platz-)Problem für das Jüdische Museum geworden. Mit durchschnittlich 2000 Besuchern jeden Tag hatte am Anfang kaum jemand gerechnet. So ist im letzten Jahr bereits ein neuer Gruppeneingang angebaut worden, geplant von Libeskinds damaligem Projektleiter für das Museum Matthias Reese. Und nun hat Libeskind mit Reese als Kontaktarchitekt aus dem Hof, den die drei Flügel des Museumsaltbaus – das barocke Collegienhaus von Phillip Gerlach – bilden, einen 670 Quadratmeter großen Veranstaltungssaal gemacht, der zu Spitzenzeiten auch noch zur Abfertigung

sehr großer Besuchergruppen genutzt werden soll und zudem mit Technik- und Depoträumen unterkellert wurde. 8,2 Millionen Euro hat das gekostet, der Bund gab 2,5 Millionen, der Rest wurde von Spendern und Sponsoren aufgebracht.

Man konnte von Libeskind kaum erwarten, dass er den Hof einfach „nur“ überdachen würde, etwa mit einer möglichst leichten Stahl-/Glas-Konstruktion. Nein, Libeskind entwirft in Bildern: Hier stand die Sukkah Pate, eine Laubhütte – beim jüdischen Laubhüttenfest „Sukkot“ wird des Auszugs aus Ägypten gedacht. Vier aus Stahlblechen zusammenschweißte weiße Stützenbündel, die sich zu einem Dach aus (sehr dicken) „Ästen“ vereinigen, bilden die Tragstruktur der Überdachung, darauf liegt das eigentliche Glasdach, übrigens eine herkömmliche rechtwinklige Struktur. 340 Tonnen Stahl wurden verbaut, von einer leichten Konstruktion kann in der Tat nicht die Rede sein (Tragwerksplanung: GSE Ingenieurgesellschaft Saar Enseleit und Partner, Berlin). Drei vertikale Raumbegrenzungen gab es mit den Fassaden des Collegienhauses bereits, zum Garten hin musste eine vierte her. Die reflektierende Glasfassade sollte an einen gerafften Vorhang erinnern, dafür entwickelte man ein System aus neun verschiedenen Scheibenformaten (Fassadenplanung: Arup, Berlin). Um eine möglichst hohe Durchsichtigkeit zu gewährleisten, wurde ein hochtransparentes Weißglas mit einer inneren Sonnenschutz-Beschichtung gewählt. *fr*

AUSSTELLUNG

Arbeit und Alltag | Fotografien von Roger Melis, Martin Roemers und Walter Vogel

Der Freundeskreis Willy-Brand-Haus e.V. hat das Haus der SPD-Parteizentrale inzwischen als Kunsthalle hochrangiger Fotoausstellungen im öffentlichen Bewusstsein verankert; eine ans Subversive grenzende Umetikettierung, die dem Gebäude eine adäquate Nachnutzungsperspektive schon heute aufzeigt, da es die Partei, die es errichten ließ, noch gibt. In diesem Winter geben Fotos von Roger Melis, Martin Roemers und Walter Vogel Anlass zu einem Besuch. Vor allem die Gegenüberstellung der Fotos des Erst- und des Letztgenannten im Obergeschoss erweist sich als glückliche Entscheidung der Kuratoren, kommentieren sich der ost- und der westdeutsche Blick in diesem Fall doch zum beiderseitigen Gewinn: indem sie den Unterschied des Interesses aufdecken, ohne sich gegenseitig zu desavouieren, indem sie sich zu einer Reise in die gemeinsame Vergangenheit des Industriezeitalters verbinden, ohne die Unterschiede der gesellschaftlichen Bedingungen zu kaschieren.

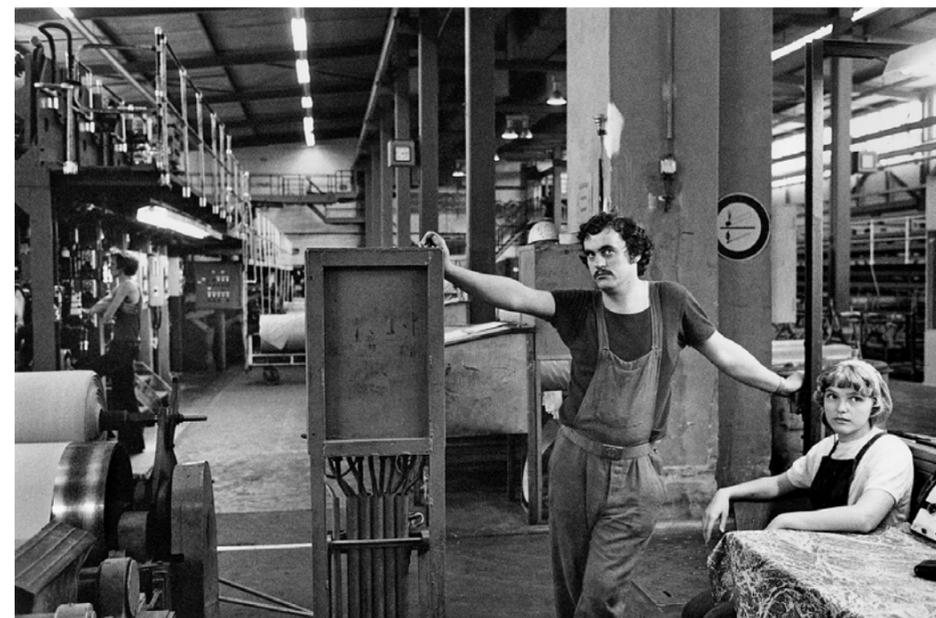
Walter Vogels Aufnahmen entstanden in den Jahren 1951–69, sie zeigen quasi die Anfänge des fotografischen Autodidakten und späteren Schülers von Otto Steinert an der Essener Folkwang-Schule; in dem leider vergriffenen Buch „Deutschland. Die frühen Jahre“, 2002 bei Christian Brandstätter erschienen,

sind sie alle versammelt. Der 1932 Geborene begann als 18-Jähriger im heimischen Düsseldorf zu fotografieren. Es zog ihn dahin, wo sich der Wohlstand des beginnenden „Wirtschaftswunders“ als bescheidenes Vergnügen verausgabte, Leben wurde: zum Zirkus und auf den Rummel, ins Fußballstadion und auf die Pferderennbahn, vor die Schaufenster der Königsallee und in die Kneipen der Altstadt. Vor allem aber zog es ihn dahin, wo das Fundament der neuen gesellschaftlichen Stabilität gelegt wurde: ins nahe Ruhrgebiet. Seine Fotos, Mitte der 60er Jahre als „Auftragsarbeit“ seines Lehrers entstanden, zeigen eine längst verschwundene Welt, in der sich die Menschen scheinbar ganz unbehelligt in die dem heutigen Blick rätselhaften Kulissen dieser Industrielandschaft stellen – Dokumente einer vergangenen Zeit, in der Arbeit hierzulande noch überreichlich vorhanden war und ihre Resultate unmittelbar greifbar und anschaulich wurden.

Roger Melis' Aufnahmen entstanden in den Jahren von 1965 bis 1989; der gelernte Fotograf beobachtete auf eindringliche Art und Weise Alltag und Arbeit in der DDR. Unter der Überschrift „In einem stillen Land“ findet der Betrachter eine Auswahl seiner Aufnahmen, welche unter dem gleichen Titel soeben als Buch erschienen sind. In der Vorbemerkung schreibt Roger Melis: „Das private Leben konnte laut und lustig sein, das öffentliche lag unter einer Dunstglocke. Die Partei ... brauchte fast 15 Jahre, um das nach dem Krieg sich wieder entfaltende öffent-

liche Leben unter ihre Kontrolle zu bringen ... Für mich und meine Arbeit war jedoch von Anfang an der Eindruck des Eingeschlossenseins, des Stillstands und der gesellschaftlichen Lethargie bestimmend.“ Betrachtet man die Fotografien der Arbeiter, so sieht man diese „Stille“: Engelsgleich stehen sie an und neben den Maschinen. Die Porträtierten sehen mit ihren berührend zarten Gesichtern nicht aus wie Arbeiter oder Parteisekretäre, sondern wie Künstler – auch die Kompositionen der Ausschnitte sind fein gewählt. Anders als bei Walter Vogel, der das Leben vor der Industrielandschaft abbildet, geht es Roger Melis um den Einzelnen in seinem Umfeld. Der Arbeiter im „Arbeiter- und Bauernstaat“ hatte eine ganz andere Legitimierung als in Westdeutschland und innerhalb des Systems eine größere Freiheit als sein Vorgesetzter; andere wiederum waren nur deshalb in diesen Berufen tätig, weil ihnen der Zugang zu höher qualifizierten Tätigkeiten aus politischen oder religiösen Gründen verwehrt worden war. Derartige Gesichter findet man heute in diesen Berufen kaum mehr. *ub, Anne Boissel*

Willy-Brandt-Haus | Stresemannstraße 28, 10963 Berlin | www.freundeskreis-wbh.de | bis 20. Januar, Di–So 12–18 Uhr, Ausweis erforderlich | Das Buch von Roger Melis „In einem stillen Land. Fotografien 1965–1989“ ist im Lehmschmidt-Verlag erschienen und kostet 24,90 Euro.



Roger Melis' Bild „Chemische Werke Buna, Ammendorf, 1975“ und Walter Vogels „Schornsteinfeger unterwegs auf der Kaiser-Wilhelm-Straße“; im Hintergrund die August-Thyssen-Hütte. Duisburg-Bruckhausen, 1965.

Fotos © Roger Melis, Walter Vogel